

ZADIE
SMITH
FREI
HEI
TEN

Essays

Kiepenheuer
& Witsch

Zadie Smith

Freiheiten

Essays

Aus dem Englischen von Tanja Handels

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Zadie Smith](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Zadie Smith

Zadie Smith, geboren 1975 im Norden Londons, lebt heute in New York. Ihr erster Roman »Zähne zeigen«, 2001 erschienen, wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, von der Kritik gelobt und ein internationaler Bestseller. Der Roman »Von der Schönheit«, 2006 erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, war auf der Shortlist des Man Booker Prize 2005 und gewann 2006 den Orange Prize. U.a. erhielt Zadie Smith im November 2016 den Welt-Literaturpreis und 2018 den Österreichischen Staatspreis für europäische Literatur.

Weitere Titel von Zadie Smith: <https://bit.ly/2MtbAlb>

Die Übersetzerin

Tanja Handels, geboren 1971 in Aachen, lebt und arbeitet in München, übersetzt zeitgenössische britische und amerikanische Literatur, u.a. von Erica Jong, Anna Quindlen, William Finnegan und Michelle Obama, und ist auch als Dozentin für Literarisches Übersetzen tätig.

Über dieses Buch

Zadie Smith ist nicht nur Autorin vieler hochgelobter Romane, sondern sie brilliert auch besonders in dieser kurzen Form, den Essays. Der vorliegende Band zeigt sie politischer denn je, denn Zadie Smith hat viel zu sagen über die zunehmend bedrohliche Verfasstheit der Welt und der Gesellschaft und bezieht sehr persönlich Stellung.

Die Essays sind in fünf Kategorien unterteilt, und alle haben es in sich: »In der Welt« versammelt die politischen Essays, und gerade ihre Gedanken zum Brexit und zu Trump sind vielschichtig und erhellend, authentisch und engagiert. Die Kapitel »Im Publikum«, »In der Ausstellung«, »Im Bücherregal« und »Freiheiten« erzählen uns ihre Sicht auf kulturelle Ereignisse oder persönlich Erlebtes und geben dabei immer ganz viel über sie selbst preis. Da sie sich mit schlechter Politik, guten Büchern, amerikanischen Rappern, Facebook und alten Meistern ähnlich gut auskennt, schreibt sie mit leichter Hand und mal böse, mal bewundernd Essays von besonderer Qualität, die uns die Welt schärfer sehen lassen.

Großartige Essays von Zadie Smith, »einer der wichtigsten literarischen Stimmen unserer Zeit«. (*Die Welt*)



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Feel Free*

© Zadie Smith 2018

All rights reserved

Aus dem Englischen von Tanja Handels

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Originalumschlag von
Hamish Hamilton

Covermotiv: © gray318

Vorangestellte Mottos entnommen aus: Hurston, Zora Neale, Ich mag
mich, wenn ich lache: Autobiographie. Zürich, Ammann, 2000. Übersetzt
von Barbara Henniges. Daniel Kehlmann, F. © 2013 Rowohlt Verlag
GmbH, Reinbek bei Hamburg.

ISBN 978-3-462-31946-0

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlages ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Hinweise zum Buch

Widmung

Motto

Vorwort

In der Welt

Nordwestlondon-Blues

Klagelied auf ein Land und seine Jahreszeiten

Zäune: Ein Brexit-Tagebuch

Über Optimismus und Verzweiflung

Im Publikum

Generation Why?

In Hovas Haus

Brüder im Geiste

Anmerkungen zum Thema Einstimmung

Fenster zum Willen: ›Anomalisa‹

Tanzstunden für Schreibende

Fred Astaire und Gene Kelly

Harold und Fayard Nicholas

Michael Jackson und Prince

Janet Jackson, Madonna und Beyoncé

David Byrne und David Bowie

Rudolf Nurejew und Michail Baryschnikow

In der Ausstellung

Und um Mitternacht stirbt Orson Welles

Flammender Juni

»Crazy They Call Me«: Beim Betrachten von Jerry Dantzics Fotos von Billie Holiday

›Alte Frau‹ von Balthasar Denner

Mark Bradfords ›Niagara‹

Kein Vogel vieler Worte: Narrative Rätsel in den Bildern von Lynette

Yiadam-Boakye

Zerstückelte Ruinen der Karte: Sarah Szes ›Centrifuge‹

Rein und Raus: ›Get Out‹

Im Bücherregal

›Crash‹ von J.G. Ballard

›Der Buddha aus der Vorstadt‹ von Hanif Kureishi

Anmerkungen zu ›London NW‹

Die ›Harper's‹-Kolumnen

Über Harlem, den Hass und Javier

Von Hybris und Herzoginnen

Édouard Levé und Peter Stamm

Paula Fox und Geoff Dyer

Zweibeiner gut, Sechsheiner schlecht – und Sonntag am allerschlimmsten!

Ein Sommer mit St. Aubyn

Vom Inselleben und von der Mutterliebe

Über wilde Mädchen, grausame Vögel – und Rimbaud!

Das Ich, das ich nicht bin

1. *Unmögliche Identitäten*

2. *Der Realitätseffekt*

Freiheiten

Geschriebenes Leben

Das Bad

Mensch vs. Leichnam

1. *Kapitel*

2. *Kapitel*

Begegnung mit Justin Bieber

Liebe im Garten

Boboli-Gärten, Florenz

Villa Borghese, Rom

Schatten der Ideen

›Find Your Beach‹

Freude

Nachwort

Bildnachweis

Register

Die vorliegende Übersetzung wurde mit dem Übersetzerstipendium des
Freistaats Bayern 2018 ausgezeichnet.

Vorangestellte Mottos entnommen aus:

Hurston, Zora Neale, *Ich mag mich, wenn ich lache: Autobiographie*. Zürich,
Ammann, 2000. Übersetzt von Barbara Henniges.

Daniel Kehlmann, *F*. © 2013 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

*Für Kit und Hal
und
für Robert B. Silvers, in memoriam*

»Menschen können wandelnde Sklavenschiffe sein.«

Zora Neale Hurston

»Augen sind keine Fenster. Da sind Nervenimpulse, aber niemand liest sie, zählt sie, übersetzt sie und denkt über sie nach. Such, so lange du willst, niemand ist zu Hause. Die Welt ist in dir, und du bist nicht da.«

Daniel Kehlmann

Vorwort

Ich saß in Rom beim Abendessen mit alten Freunden, als mich einer von ihnen plötzlich ansah und meinte: »Eigentlich ist dein bisheriges Schreiben doch ein einziges, fünfzehn Jahre währendes Psychodrama.« Alle lachten – ich auch –, aber ein wenig getroffen fühlte ich mich schon und quälte mich über mehrere Wochen mit diesem Gedanken herum. Jetzt schreibe ich ihn sogar in dieses Vorwort. Es stimmt schon, ich denke seit vielen Jahren laut und habe mich oft gefragt, ob ich mich damit nicht auf die eine oder andere Weise lächerlich mache. Ich glaube, diese Sorge entspringt dem Wissen, dass ich eigentlich gar nicht richtig qualifiziert dafür bin, so zu schreiben, wie ich es tue. Ich bin keine Philosophin oder Soziologin, keine echte Literatur- oder Filmprofessorin, keine Politikwissenschaftlerin, keine professionelle Musikkritikerin, keine ausgebildete Journalistin. Ich unterrichte in einem Studiengang, der mit dem Master of Fine Arts abschließt, habe aber selbst keinen solchen MFA und auch keinen Dokortitel. Meine Beweisführung – soweit vorhanden – ist praktisch immer sehr intim. Ich empfinde das so – Sie auch? Dieser Gedanke beschäftigt mich – und Sie? Essays, die von der affektiven Erfahrung eines einzelnen Menschen handeln, stehen schon ihrem Wesen nach auf verlorenem Posten. Sie haben nur ihre Freiheit. Und die Leserin ihrerseits ist ebenso ungewöhnlich frei, weil ich ihr absolut nichts voraus-, keine Macht über sie habe. Sie darf meine Gefühle jederzeit von sich weisen, sie darf sagen: »Nein, so habe ich das noch nie empfunden«, oder auch: »Mein Gott, dieser Gedanke ist mir wirklich noch nie gekommen!«

Schreiben existiert (aus meiner Sicht) an der Schnittstelle dreier recht heikler, unsicherer Elemente: Sprache, Welt und Ich. Ersteres gehört mir niemals ganz, zweiteres kann ich allenfalls teilweise erfassen, und das dritte Element ist eine formbare, improvisierte Antwort auf die ersten beiden. Wenn mein Schreiben also ein Psychodrama ist, dann liegt das, glaube ich, nicht daran, dass ich zu emotional wäre – *so many feels*, wie es im Internet so schön heißt –, sondern daran, dass die richtige Balance und Gewichtung jedes einzelnen dieser drei Elemente für mich niemals offensichtlich ist. Dieses Ich, dessen Grenzen unsicher bleiben, dessen Sprache niemals rein, dessen Welt in keiner Hinsicht »offensichtlich« ist – das ist es, aus dem heraus, an das ich zu schreiben versuche. Ich hoffe dabei auf eine Leserin, die sich wie die Autorin häufig fragt, wie frei sie wirklich ist, und es als selbstverständlich hinnimmt, dass Lesen genau dieselben Freiheiten und Erfordernisse umfasst wie Schreiben.

Ein Hinweis noch: Mir ist klar, dass mein recht ambivalenter Blick auf das menschliche Ich komplett aus der Mode ist. Die Essays, die Sie jetzt in Händen halten, wurden während der achtjährigen Präsidentschaft Barack Obamas in England und Amerika verfasst und sind folglich Produkte einer vergangenen Welt. Angesichts der Dinge, mit denen wir seither konfrontiert sind, ist es natürlich nahezu unmöglich, sich noch irgendein Gefühl der Ambivalenz zu erhalten – weder diesseits noch jenseits des Atlantiks. Millionen mehr oder weniger formloser Ichs werden sich jetzt notgedrungen zu Protestlern, Aktivistinnen, Demonstranten, Wählerinnen, Aufwieglern, Anklägerinnen, Lobbyisten, Soldatinnen, Verfechtern, Verteidigerinnen, Historikern, Expertinnen, Kritikern verdichten. Ein Feuer lässt sich nicht mit Luft bekämpfen. Genauso wenig kann man aber um eine Freiheit kämpfen, die man nicht mehr als solche erkennen kann. Der Leserin, dem Leser, die sich ihre Neugier auf die Freiheit erhalten haben, bringe ich diese Essays dar – um sie zu

verwenden, zu verändern, zu zerlegen, zu zerstören oder gar nicht zu beachten, ganz nach Bedarf!

Zadie Smith
New York
18. Januar 2017



IN
DER
WELT

Nordwestlondon-Blues

Als ich das letzte Mal in Willesden Green war, ging ich zusammen mit meiner Tochter meine Mutter besuchen. Die Sonne schien. Wir schlenderten über die Brondesbury Park in Richtung Hauptstraße. Gerade war der sogenannte »Französische Markt« im Gange, eine einigermaßen erstaunliche Ansammlung von Ständen, die auf der Betonfläche zwischen den hübsch verwinkelten Überresten der ursprünglichen Willesden Library samt Türmchen (beides von 1894) und dem brutal-backsteinernen gestrandeten Kreuzfahrtschiff des sogenannten Willesden Green Library Centre (von 1989), einem maßgeblichen örtlichen Wahrzeichen, das jährlich fast fünfhunderttausend Besucher verzeichnet, französische Produkte feilbieten. Wir gingen im Sonnenschein die Großstadtstraße entlang zu der Betonfläche – zum Markt. Es war völlig anders als der Gang über den schattigen Feldweg eines urigen Marktfleckens zum perfekt erhaltenen Platz aus dem 18. Jahrhundert. Es war sogar anders als der Gang zu einem der vielen Bauernmärkte, die in ganz London an den Kreuzungen aus dem Boden schießen und persönlichen Reichtum mit einem markanten Interesse an ungewöhnlichen Käsesorten vereinen.

Trotzdem war es aber sehr schön. Der Französische Markt von Willesden verkauft billige Handtaschen. Er verkauft CDs mit altmodischem Jazz und Rock 'n' Roll. Er verkauft Schirme und Kunstblumen. Er verkauft Nippes und Krimskrams und Kinkerlitzchen, die in Thema und Ausführung nicht immer auf den ersten Blick als französisch zu erkennen sind. Er verkauft Wasserpistolen. Er verkauft französisches Brot und Gebäck für kaum mehr Geld, als man bei Greggs an

der Kilburn High Road für die Backwaren bezahlen würde. Er verkauft Käse, aber erschwingliche und leicht identifizierbare Sorten – Brie, Ziegenkäse, Blauschimmel –, als hätte der komplette Markt unverändert aus einem leicht verlotterten Pariser Vorort über den Ärmelkanal gesetzt. Wer weiß, vielleicht hat er das sogar? Das Entscheidende am Französischen Markt von Willesden ist aber, dass er die Betonfläche vor dem Willesden Green Library Centre betont und feiert, die immer ein allgemeiner Treffpunkt ist, wenn auch nie so stark wie am Markttag. Alle stehen dort herum, reden, kaufen Käse oder kaufen keinen, je nach Lust und Laune. Das ist wirklich nett. Man könnte fast vergessen, dass nur zehn Meter weiter die Willesden High Road liegt. So etwas ist wichtig. Wenn man auf dem Markt steht, ist man nicht unterwegs zur Arbeit, unterwegs zur Schule, man wartet nicht auf den Bus. Man will nicht zur U-Bahn oder macht notwendige Besorgungen. Man ist nicht auf der Hauptstraße, wo all das üblicherweise stattfindet. Man ist ein kleines Stück davon entfernt, man hängt einfach herum, an einem Ort mitten in der Großstadt, wo sich die großstädtischen Hauptstraßen doch gerade ganz konkret dahin entwickelt haben, die Menschen genau daran zu hindern.

Nun ist es ja bekannt, dass Menschen, wenn sie über längere Zeit zweckfrei an einem Ort in der Großstadt herumhängen, Gefahr laufen, »asozial« zu werden. Und tatsächlich hocken da drüben vier obdachlose Trinker auf einer der seltsamen architektonischen Ausbuchtungen der Bibliothek und trinken Special Brew aus der Dose. Auf dem Dorf säßen sie vielleicht unter einem Baum oder wären längst von einem Bauern mit der Mistgabel verjagt worden. Ich will gar nicht behaupten, dass ich wüsste, wie es auf dem Dorf zugeht. Hier in Willesden jedenfalls hockten sie auf ihrem Vorsprung, und wir anderen versammelten uns ohne jeden Sinn und Zweck auf der wenig ansprechenden Betonfläche und standen einfach im Sonnenschein herum, als wären wir so etwas wie eine Gemeinschaft.

Von diesem Standort aus konnten wir geradeaus auf das hübsch verwinkelte Türmchen blicken oder nach links zu dem viktorianischen Polizeirevier (von 1865) oder auch nach rechts auf die fast schon gespenstische Fassade des Pubs, The Spotted Dog (von 1893).

Wir hatten Gelegenheit, ansatzweise ein Gefühl für den Fortbestand dessen zu entwickeln, was vor uns war. Natürlich nicht so sehr wie die Bewohner von Hampstead oder die Leute, die in den pittoresken Marktflecken im ganzen Land leben, aber hier und da ist auch in Willesden die Vergangenheit noch erhalten. Und darüber sind wir froh. Was gar nicht heißen soll, dass wir übertrieben nostalgisch wären, was Architektur betrifft (da muss man sich ja nur die Bibliothek anschauen!), aber wir finden es trotzdem schön, uns daran zu erinnern, dass wir das gleiche Recht auf Lokalgeschichte haben wie alle anderen auch, obwohl viele von uns erst kürzlich hier eingetroffen sind und aus allen Winkeln der Welt stammen.

Am Markttag gönnen wir uns das Gefühl, dass unser Viertel mit seinem vielfältigen Gemisch aus Menschen und Architekturstilen trotzdem ein Ort von einer gewissen Schönheit bleibt, der ein Mindestmaß an Erhalt und Fürsorge verdient. Es ist, will ich damit nur sagen, eine schöne Abwechslung für uns. Allerdings gibt sich ein Kleinkind nur eine gewisse Zeit damit zufrieden, seiner Großmutter dabei zuzusehen, wie sie all die vielen Leute aus Willesden begrüßt, die die Großmutter so kennt. Also drehten meine Tochter und ich eine Runde. Und weil sich auf der Hauptstraße nicht gut Runden drehen lassen, wandten wir uns rückwärts, zur Bibliothek. Naturgemäß auch rückwärts in der Zeit, auch wenn ich meine Tochter nicht mit meinen Erinnerungen gelangweilt habe, sie gar nicht damit langweilen konnte: Sie ist noch klein und außerhalb der Reichweite jeder Nostalgie. Stattdessen langweile ich jetzt Sie damit. Da, an dem Tisch dort, habe ich immer gelernt. Dort drüben, wo früher die Telefonzellen waren, habe ich mich mit einem Jungen getroffen. Und hier

habe ich mit meinen Schulfreundinnen *Das Piano* und *Schindlers Liste* geschaut (den Kinoraum gibt es längst nicht mehr), und anschließend waren wir dahinten Kaffee trinken (auch das Café gibt es längst nicht mehr) und haben eine echte Diskussion über Kunst geführt, weil wir damals schon ahnten, dass es Unterschiede zwischen einem gut gemeinten und einem wirklich guten Film geben könnte.

Derweil rennt meine Tochter wie eine Verrückte den langen Flur der Bibliothek entlang, zusammen mit einem anderen Kleinkind, das den gleichen Einfall hatte. Dann biegt sie ab und flitzt direkt in den Willesden Bookshop, einer bibliotheksunabhängigen Buchhandlung, die ihre Räumlichkeiten von der Stadt gemietet hat und, allen Aussagen der Stadtteilverwaltung von Brent zum Trotz, ein unentbehrlicher lokaler Dienstleister ist. Geführt wird der Laden von Helen. Helen ist eine unentbehrliche lokale Größe. Ich würde ihre Unentbehrlichkeit etwa wie folgt umschreiben: »Den Menschen geben, was sie wollen, bevor sie wissen, dass sie es wollen.« Eine wichtige Kategorie. Ganz anders als das von Mr Rupert Murdoch berühmt gemachte Konzept, den Leuten zu geben, was sie wollen. Mit dieser Version von Gemeinwohl, wie sie der *Dirty Digger* darstellt, sind wir inzwischen alle bestens vertraut – schließlich leben wir seit dreißig Jahren damit. Helens Version ist anders und spielt sich zwangsläufig in sehr viel kleinerem Umfang ab.

Helen gibt den Menschen aus Willesden das, was sie wollen, obwohl sie noch gar nicht wussten, dass sie es wollen. Kluge Bücher, sonderbare Bücher, Bücher über das Land, aus dem sie kommen, oder über das Land, in dem sie angekommen sind. Kinderbücher mit Kindern, die zumindest ein klein wenig so aussehen wie die Kinder, die sie lesen. Radikale Bücher. Klassische Bücher. Abstruse Bücher. Bekannte Bücher. Sie liest sehr viel, sie hat immer eine Empfehlung parat. Hoffentlich haben auch Sie so eine Helen in einem Buchladen in Ihrer Nähe und wissen, wovon ich spreche. 1999 hatte ich keine Ahnung, dass ich David Mitchell lesen will, bis Helen

mich auf *Chaos* hinwies. Und ich habe noch sehr lebhaft in Erinnerung, wie ich hier einmal ein Buch von Sartre gekauft habe, weil es im Regal stand und ich es dort sah. Ich weiß nicht, woher ich hätte wissen sollen, dass ich Sartre lesen will, wenn ich ihn nicht im Regal gesehen hätte – sprich: wenn Helen ihn nicht dorthin gestellt hätte. Jahre später habe ich meine erste Buchpremiere in diesem Buchladen gefeiert, und als es zu voll wurde, was vor allem an den vielen Bekannten meiner Mutter aus dem Viertel lag, gingen wir alle zusammen ein Stück die Straße hinauf in ihre Wohnung und feierten dort weiter.

Und während ich mit Helen nostalgisch in solchen Erinnerungen schwelgte und schon überlegte, ob es nicht möglich wäre, wieder einmal eine Buchpremiere an diesem Ort abzuhalten, hörte ich zum ersten Mal von den Plänen der Stadtteilverwaltung, das Library Centre abzureißen, mitsamt dem Buchladen, dem Türmchen aus dem 19. Jahrhundert, der Betonfläche und dem Vorsprung, wo die vier Trinker hockten. An seine Stelle sollten Luxus-Eigentumswohnungen treten, eine stark verkleinerte Bibliothek, »Geschäftsräume«, aber kein Buchladen. (Steve, der Besitzer, konnte sich die gestiegene Pacht nicht mehr leisten. Das Gleiche ist ihm mit seinem Buchladen in Kilburn passiert, der kürzlich nach dreißig Jahren schließen musste.) Meine Mutter kam herein, mit Käse im Gepäck. Zu dritt beklagten wir die Veränderungen und den Kulturvandalismus, den sie aus unserer Sicht bedeuteten. Oder aus der Gegenperspektive betrachtet: Wir standen sinnlos herum, wie es von fortschrittsfeindlichen, wirtschaftlich ahnungslosen Liberalen wie uns zu erwarten war, und jammerten über das Unvermeidliche.

Ein paar Tage später stieg ich ins Flugzeug zurück nach New York, wo ich einen Teil des Jahres unterrichtete. Von der Logik her sollte es einfacher sein, schlechte Nachrichten aus der Heimat mit Fassung zu tragen, wenn man selbst weit weg ist, doch wer schon einmal unter Exilanten gelebt hat, weiß, dass genau das Gegenteil der Fall ist: Keiner empört sich mehr über

die Ereignisse in Rom als der junge Italiener, der am Broadway den Cappuccino serviert. Ohne das ausgleichende Umfeld des Alltagslebens bleiben einem ja nur die Nachrichten, und Nachrichten sind schon ihrem Wesen nach durchweg schlecht. Da wird man schnell hysterisch. Ich kann also nicht sagen, ob die Nachrichten aus meiner Heimat wirklich so schlecht sind, wie sie mir vorkommen, oder ob ein Gegenstand, den man aus fast fünftausend Kilometern Entfernung betrachtet, nicht schweren Übertreibungen hinsichtlich Größe und Farbgebung unterworfen ist. Hat die Labour-geführte Stadtverwaltung wirklich im Rahmen einer frühmorgendlichen Razzia Schlägertrupps in die Kensal Rise Library geschickt, um alle Bücher und Mark-Twain-Plaketten gewaltsam zu entfernen? Werden die Menschen aus Willesden Green allen Ernstes ihre Buchhandlung verlieren, dafür eine kleinere Bibliothek (die wegen der anderen Bibliotheken, die der Brent Council bereits geschlossen hat, von mehr Kunden genutzt werden wird) und einen hässlichen Luxus-Wohnblock – und das alles als »Kultur« präsentiert – bekommen?

Ja. Genau das passiert gerade. Mit minimalster Rücksprache und unter Einsatz von Einschüchterungstaktik, Geheimniskrämerei sowie ein wenig unverblümter Betrugerei. Die Mitglieder der örtlichen Behörde befinden sich zweifellos in einer schwierigen Lage: Die prozentualen Kürzungen in Brent zählen landesweit zu den höchsten und wurden von der Regierung verordnet. Aber die chronische finanzielle Misswirtschaft lässt sich ohne weiteres bis zur letzten Labour-Regierung zurückverfolgen, und so wird der Staffelstab der Schuldzuweisungen immer weiter herumgereicht. Die derzeitigen Planungen für Willesden Green verschaffen der Baubranche derart offensichtlich einen profitablen Grundstücksdeal – und entheben sie gleichzeitig der Verpflichtung zum Bau von Sozialwohnungen –, dass man sich, wenn man darauf hinweist, fast schon vorkommt wie ein Kind. Wer außer einem Kind würde in der aktuellen Wirtschaftslage überhaupt etwas anderes erwarten?

Liest man solche ungeheuer ortsgebundenen Geschichten mit der Geschichte des ganzen Landes zusammen, entsteht ein weiterer Effekt, vielleicht auch nur eine optische Täuschung in anderer Form: eine Spiegelung. Denn im Bericht über die Leveson-Untersuchung zur »Ethik der britischen Presse« finden sich sämtliche genannten Charakterzüge ebenfalls, nur noch deutlicher. Minimalste Rücksprache, Einschüchterungstaktik, Geheimniskrämerei, unverblümete Betrügereien. Werden die größten Entscheidungen des politischen Lebens Großbritanniens wirklich zum Teil bei privaten Abendessen einer winzig kleinen Elite getroffen? Warum schreibt Jeremy Hunt, seinerzeit Minister »für Kultur, Olympia, Medien und Sport«, SMS-Nachrichten an Murdoch? Was hat Rebekah Brooks dem Premierminister und der Premierministerin Rebekah Brooks in dem pittoresken kleinen Marktflecken namens Chipping Norton damals tatsächlich versprochen? Während einer früheren Phase als Exilantin in Italien saß ich auf einer Renaissance-Piazza in Rom am Tisch eines Cafés und verdrehte die Augen über die Seifenoper des politischen Lebens in Italien: abgehörte Politiker, Fußballer und Fernsehstars, Mediengeschäfte im Hinterzimmer, himmelschreiende Interessenkonflikte, eine völlig aus dem Ruder gelaufene Boulevardpresse, Zeitungen, die Einfluss auf Politiker ausübten. Kichernd las ich *La Repubblica* und zog meine italienischen Freundinnen und Freunde mit Problemen auf, die wir in unserer grundsätzlich intakten britischen parlamentarischen Demokratie überhaupt nicht hatten.

Also muss ich mir jetzt eine ungeheure Naivität bescheinigen. Das trifft auf die meisten Romanautoren zu, allen vielfach behaupteten tiefen gesellschaftspolitischen Einsichten zum Trotz. Und ich bewahre mir zudem noch eine besondere Naivität im Hinblick auf Großbritannien, die vielen, vor allem vielen jüngeren Menschen, wahrscheinlich ziemlich lustig vorkommt. Richtig erklären kann ich das nur, indem ich noch einmal kurz auf die Vergangenheit zurückgreife. Es handelt sich um eine kurze

Geschichte über Schulden – ich schulde diesem Staat nämlich eine ganze Menge. Manche Menschen verdanken alles, was sie haben, dem Bankkonto ihrer Eltern. Ich verdanke es dem Staat. Kurz zusammengefasst hat der Staat für meine Schulbildung gesorgt, er hat mir das Bein gerichtet, als es gebrochen war, und mir ein Stipendium verschafft, mit dem ich studieren konnte. Er hat mir die Zähne gerichtet (halbwegs zumindest) und meinem Vater, dem Kriegsveteran, eine Unterkunft für seinen Lebensabend gesichert. Als mein jüngster Bruder von einem Laster überfahren wurde, hat der Staat ihm das Leben und vor allem auch die zertrümmerte rechte Hand gerettet, ein Vorgang, der ein halbes Jahr in Anspruch nahm und auf dem freien Markt eine Million Pfund gekostet hätte, wie mir ein Arzt damals erzählte. Das sind die richtig großen Dinge, es gab aber auch noch genügend kleine: mein subventionierter Sportverein und die Praxis meines Hausarztes, der Musikunterricht in der Schule, für den wir nur ein paar Pennys bezahlten, meine Studiengebühren. Mit neun meine Brille, vom NHS finanziert. Mit dreiunddreißig die Geburt meines Kindes, vom NHS finanziert. Und meine öffentliche Bibliothek. Um den Titel eines Autorenkollegen abzuwandeln: Ich bin eine Tochter Englands. Mir ist es niemals schwergefallen, Steuern zu zahlen, weil ich das als Tilgung einer gewaltigen, im Grunde sogar unermesslichen Schuld auffasse.

Aber die Dinge ändern sich. Ich brauche den Staat heute nicht mehr so wie damals, und der Staat ist nicht mehr, was er damals war. Er ist an dieser neuen, gemeinsamen globalen Realität beteiligt, in der Staaten deregulieren, um Gewinne zu privatisieren, und dann re-regulieren, um die Verluste wieder zu verstaatlichen. Ein mit großem Elan von der Labour-Regierung angestoßener Prozess wird jetzt von David Camerons Koalition aus Tories und Liberal Democrats zur Perfektion geführt. Die oben beschriebene reizende Geschichte vom gütigen Vater Staat ist längst ins Reich der Märchen verbannt: Sie ist nicht mehr nur naiv, sondern

[14] Auch Schopenhauer – obwohl er sehr giftig über Frauen schreibt, seine Mutter gehasst und seine Zimmerwirtin bekanntermaßen die Treppe hinuntergestoßen hat – führt aus, dass Frauen eine beständigere Neigung zum Mitgefühl haben als Männer.

[15] Dafür in der Kategorie »Bester animierter Spielfilm«, zusammen mit *Shaun das Schaf – Der Film* und *Alles steht Kopf*.

[16] Der Text des »Blumenduetts« kann ebenfalls als transzendente Verschmelzung der vielen zum einen gelesen werden: »Schwer wölbt sich der Jasmin / Unter dem dichten Dach, wo sich der weiße Jasmin / Mit den Rosen mischt [...] / Komm, lass uns gemeinsam hinabgleiten.«

[17] Das *Sotheby's Magazine* hat mich gebeten, über das erste Kunstwerk zu schreiben, das ich je besessen habe. Ich hätte gern geschwindelt, habe am Ende aber doch beschlossen, die (schändliche) Wahrheit zu sagen.

[18] Ich bin gebeten worden, einen einleitenden Essay zu einem Band mit Fotos von Billie Holiday zu schreiben. Und ich habe auch tatsächlich versucht, einen Essay über Billie zu schreiben, doch jeder Ansatz schien mir viel zu formell und kalt. Am Ende habe ich mich dann entschieden, zu einer Art Bauchrednerin zu werden.

[19] Und ich habe dieses Detail später in einem Roman verwendet.

[20] Hier muss ich kurz erwähnen, dass ich nicht gewohnheitsmäßig herumsitze und mir über meine eigenen längst fertig geschriebenen Romane den Kopf zerbreche. Die Frage wurde mir vom *Guardian* gestellt, und der Text ist Teil einer Serie, in der Autorinnen und Autoren über die Ursprünge und Inspirationen eines bestimmten Werkes reflektieren.

[21] Ich saß bei meinen Schwiegereltern in Nordirland vor dem Fernseher, als das Telefon klingelte. New York war dran, eine Frau von der Zeitschrift *Harper's Bazaar*, Gemma Sieff. Sie fragte, ob ich Interesse daran hätte, Bücher zu rezensieren. Ich hatte einen vier Monate alten Säugling und eine fehlgeleitete Vorstellung von mütterlichem Kampfgeist. Ich sagte ja. Und hielt genau ein halbes Jahr durch.

[22] Auf Deutsch finden sich die besprochenen Erzählungen in dem Band *Keine Liebe mehr: Akzeptierte und akzeptable Erzählungen* (Fischer Taschenbuch, 2016). (Anm. d. Ü.)

[23] Leider ist die Duchess am 24. September 2014 von uns gegangen.

[24] Im deutschen Original beim Grazer Literaturverlag Droschl. (Anm. d. Ü.)

[25] Auf Deutsch 1999 unter dem Titel *Schnee in Alabama* erschienen und inzwischen vergriffen; die hier besprochene Kurzgeschichtensammlung ist bisher nicht übersetzt. (Anm. d. Ü.)

[26] Dieser Vortrag wurde am 27. Oktober 2016 als Inaugural Philip Roth Lecture in der Newark Public Library gehalten.

[27] Meine Mutter, die immer noch in dieser Maisonettewohnung lebt – und unsere einstigen Zimmer alle vermietet hat –, hegt eine große Schwäche für Toiletten: Erst kürzlich hat sie sich dort, wo ursprünglich ihr Schlafzimmerschrank war, eine dritte einbauen lassen. Das Thema Toilette ist für Yvonne nie erschöpft, wie ihre Kinder alle zur Genüge wissen; die Faszination geht bis in ihre eigene Kindheit auf Jamaika zurück, wo sie nur ein Erdloch zur Verfügung hatte. Sie kommt von praktisch keiner Reise ohne ein Foto der dortigen Örtlichkeiten zurück: Plumpsklos aus Ghana, blitzsaubere Toiletten aus Port Verde, Überschalltoiletten aus Japan ...

[28] Sofern man links war.

[29] Mein Bruder Ben vermutet, es müsse sich um ein »Geldbäumchen« gehandelt haben, was thematisch natürlich gut passt.

[30] Nach dem Tod meines Vaters entdeckte ich zwischen seinen Sachen seine früheren Auftragsarbeiten – hauptsächlich Katalogfotos mit Models aus den fünfziger und sechziger Jahren – sowie einen ganzen Fundus Familienfotos, die sich, was ich als Kind nie vermutet hätte, als ungemein spannend erwiesen. Mein Lieblingsbild ist eine Familienszene. Darin ist Harvey selbst zu sehen, mit seiner ersten Frau Blanche und seiner ältesten Tochter, meiner Halbschwester Diana, der er nach allem, was ich höre, ein sehr viel weniger brauchbarer Vater war: emotional distanziert und häufig auch einfach abwesend. Das Foto ist auf S. 425 abgebildet. Ich bemerke die vielen hereinbrechenden Schatten, den dramatischen Kampf des Lichts, das versucht, der schleichenden Dunkelheit zu entkommen. Ich bemerke die vielen begrenzenden Rahmen, die ungelassenen Winkel, die Mischung aus Natürlichem und Inszeniertem, den Kontrast aus Wärme und Kälte. Er hat dem Foto selbst keinen Titel gegeben – das wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Aber ich war so frei, ihm einen zu geben.

[31] In einer Gruft in Rom hat man die Knochen von etwa viertausend Kapuzinermönchen, die dort zwischen 1500 und 1870 beigesetzt wurden, zu inszenierten Szenen angeordnet: Voll bekleidete Skelette beten in Zimmern, die ganz aus Knochen bestehen, mit Kronleuchtern aus Knochen, Sesseln aus Knochen und Wänden aus lauter Schädeln. Im letzten Zimmer ist ein Memento mori in den Boden eingelassen: »Was ihr seid, waren wir einst; was wir sind, werdet ihr sein.«

[32] Inzwischen liegen alle sechs Bände auf Deutsch und auf Englisch vor. (Anm. d. Ü.)

[33] Bieber und Buber sind unterschiedliche Schreibweisen desselben deutschen Nachnamens. Wie könnte ich mir anmaßen, solche Hinweise des Universums einfach zu ignorieren?

[34] Um nur die am häufigsten angeführten Beispiele zu nehmen.

[35] Liebe Leserinnen und Leser – würden Sie ihn bitte googeln? Ursprünglich war er Teil dieses Essays, doch wie sich zeigt, ist es unwahrscheinlich teuer, den kompletten Text eines Popsongs abzudrucken.

[36] Und außerdem eine gespenstisch zutreffende Definition eines Großteils unseres heutigen Onlinelebens, siebzig Jahre vor Entstehung des Internets.

[37] Aus einer Reihe von SMS-Nachrichten von Bieber an Gomez, die geleakt und im Internet veröffentlicht wurden.

[38] Und auf Deutsch *Römischer Reigen*. (Anm. d. Ü.)